

Nicole Rensmann

»Jede Erkenntnis beginnt mit den Sinnen.«

Die Wahrheit über Mona Lisa

(2009)

Eine Frühlingsbrise wehte durch das geöffnete Fenster und brachte mit einem Rest winterlicher Kälte den alten Fischgestank vom Markt hinein. Leonardo erschauerte. Er blickte auf und dem neugeborenen Tag entgegen. Die ersten Sonnenstrahlen dieses Jahres versetzten Florenz in ein Zwielficht, in das er mit zusammengekniffenen Augen sah. Wie so viele Nächte, hatte er auch diese gearbeitet. Allein. Nur die inspirierende Stille an seiner Seite.

Kritisch betrachtete er die von der Natur geschaffene Landschaft vor seinem Fenster, dann die durch seine Hand entstandene auf dem dünnen Pappelholz, das vor ihm auf der Staffelei stand. Zwischen den ineinanderfließenden Flüssen und Wegen, plante er sie zu platzieren: Lisa del Giocondo.

Dass ihr Gatte Francesco auf einen kurzlebigen Untergrund bestanden hatte – Leonardo wählte üblicherweise Nussbaum –, stimmte ihn keineswegs traurig, er kannte die Menschen gut, den Geiz auf der einen und die Gier auf der anderen Seite. Sie verlangten nach einem Gemälde aus der Hand eines Könners, doch sie zahlten nicht für gutes Material, nur für perfekte Arbeit. Er hatte es aufgegeben zu erklären, dass beides für die Langlebigkeit eines Gemäldes unwiderruflich zusammengehörte.

Erst vor kurzem war Leonardo, in Trauer um seinen zu Tode gekommenen Freund Vito Luzza, nach Florenz zurückgekehrt. Auf der vergeblichen Suche nach technischen und wissenschaftlichen Herausforderungen hatte er dem Krieg zu nah in die Augen geblickt. So vielen Tyrannen hatte er gedient, ihre Mätressen malen, Kanäle und Brücken bauen oder ihnen als Gesprächspartner zur Verfügung stehen müssen. Er hatte kriegerische Mordtaten mit angesehen und fragwürdige Gesetze überlebt, er selbst war wegen seiner Liebe zu einem jungen Mann unberechtigter Weise angeklagt worden – Leonardo wischte sich über die Stirn und hinterließ dort einen grünen Farbspritzer –, ein Kapitel seines Lebens, das er zu vergessen gedachte.

Er war des Reisens müde und spürte eine Trägheit, den Menschen vergebens seine Erkenntnisse und wissenschaftlichen Ergebnisse darzulegen. Sie wussten sie nicht zu schätzen. Seine ihn bewundernden Schüler ertrug er nicht länger. Und die Belobigungen, ausgesprochen von den großen Herrschern, erdrückten ihn, dienten deren Worte doch nur dazu, ihn zu ermutigen, weitere Kriegsmaschinen für sie zu bauen und ihnen noch mehr Macht zu verschaffen.

»Auf der Erde wird man Geschöpfe sich unaufhörlich bekämpfen sehen, mit sehr schweren Verlusten und zahlreichen Toten auf beiden Seiten. Ihre Arglist kennt keine Grenzen.«

Seine Erfindungen sollten nicht dazu dienen, Menschen zu töten, den Reichen mehr Wohlstand zu schenken und die Armen der Hungersnot auszusetzen. Aber das, so fürchtete Leonardo, würde geschehen, und er fühlte sich nicht in der Lage dies zu ändern.

Dabei waren sie alle gleich, wenn sie aus dem Schoß der Mutter geboren wurden und – nach einem kurzen oder langen Leben – dem Tod mit glasigem Blick ins Angesicht starrten. Als junger Mann hatte er sie studiert, die Armen wie die Reichen. Er hatte Bettler beobachtet und Deformierte erforscht, die Hospitäler besucht, den Alten und Kranken beim Sterben zugesehen. Ihre Mimik behielt er im Gedächtnis, die Augen, den letzten Atemzug. Er hatte über dreißig der toten, blassen Körper seziiert und das Innere eines Menschen analysiert.

»Der Mensch ist das Modell der Welt.«

Leonardo kratzte sich seinen Bart, legte den Kopf schief und dachte nach. Das Denken zählte er zur Prämisse eines Herrschers, Wissenschaftlers und Malers. Doch die wenigsten besaßen diesen Anspruch, noch beherrschten sie ihr Handwerk.

Das zaghafte Klopfen an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken.

Mit einem lauten »Bitte!« bat er den Gast einzutreten.

Die Tür öffnete sich einen Spaltbreit und Lisa del Giocondo schob sich, den Blick gesenkt, in das Atelier. Leonardo eilte auf sie zu, verbeugte sich, ergriff ihre Hand und hauchte einen Kuss darauf.

Sie lächelte.

Er behielt ihre Hand in seiner. Sie fühlte sich aufgeschwemmt an und zu wulstig für diese zartgliedrigen Finger. Bevor er Lisa zu ihrem Platz führte, betrachtete Leonardo ihr Gesicht.

»Male das Gesicht dergestalt, dass leicht zu begreifen ist, was im Geiste vorgeht.«

Das Haar, von der Mitte gescheitelt, dunkelbraun, beinahe schwarz, bedeckt mit schwarzer Spitze. Ihre gerade Nase wirkte ein bisschen zu dick zwischen den hohen Wangenknochen. Er griff unter ihr rundes, wohlgeformtes Kinn und drehte ihren Kopf vorsichtig nach links – jede Hautpore sog er in sein Gedächtnis – und nach rechts. Mit Entzücken entdeckte er das kleine Grübchen an ihrem Hals. Dann erst lenkte er seine Aufmerksamkeit auf ihren Mund, die schmalen, blassen Lippen.

Das Lächeln. Verzaubernd.

Ihre Augen. Mandelförmig, dunkelbraun.

»Wie viel Schönheit empfängt das Herz durch die Augen?«

Sie hatte ein Kind geboren, ein zweites trug sie unter ihrem Herzen. Eine Mutter.

Die seine hatte er nie kennen lernen dürfen. Sein Vater hatte ihn zu sich genommen, Gerüchten zufolge, weil seine Mutter zu jung und vom gewöhnlichen Volke gewesen sein sollte. Doch das wäre ihm einerlei gewesen. Leonardo hatte sie vermisst und sehnte sich noch heute nach mütterlicher Wärme, obwohl es ihm nie an familiärer Zuneigung gemangelt hatte. Darum war er nach Florenz zurückgekehrt, er hoffte hier seine Wurzeln, die verborgen in Gassen und zwischen eng gesetzten Häusern wucherten, verfolgen zu können – und die in den letzten Jahren verloren gegangene Geborgenheit wieder zu finden. Sicherlich, er hätte nach Vinci gehen können, seinen Geburtstort und die Stadt, die ihm seinen Namen gegeben hatte, dort hätte er vielleicht seine Mutter treffen können. Vielleicht. Doch er glaubte, nur in Florenz die nötige

Inspiration und Kraft zu erhalten, die er bei seiner Suche benötigte, nicht zuletzt des Geldes wegen.

Nie grollte er seinem Vater, obwohl er ihm die Mutter vorenthalten hatte – all die Jahre. Hatte er ihm doch ein liebevolles Heim gegeben, und er war es auch gewesen, der ihn zu Andrea del Verrocchio gebracht hatte – der fortan Leonardo in Malerei und Bildhauerei ausgebildet und ihn gefördert hatte, denn als uneheliches Kind durfte er keine Schule besuchen. Hätte sein Vater Leonardos Talent nicht erkannt, säße er heute nicht hier in diesem Atelier und dürfte auch nicht die Frau eines reichen Mannes porträtieren.

Er führte Lisa zu einem Stuhl, Anweisungen benötigte sie nicht. Zwischen ihnen herrschte ein stilles Übereinkommen, beinahe wie das blinde Verstehen zweier Liebender. Mit dem linken Arm stützte sich Lisa auf die Lehne und legte die rechte Hand über das linke Handgelenk. Perfekt. Noch eine Weile betrachtete er die junge Frau – die Mutter – und wie so oft verliebte er sich in sein Modell, das, ohne es selbst zu wollen oder zu wissen, sich zu seiner Muse entwickelte.

Seine tiefe Zuneigung würde verblassen, sobald er den Auftrag beendet hatte. Noch ahnte er nicht, dass er diesen Auftrag niemals beenden würde.

Leonardo führte den ersten Pinselstrich aus.

Unzählige folgten, an diesem Tag und noch viele Wochen, Monate und Jahre darauf. Meist ließ sich Leonardo dabei von Musik in künstlerische Sphären versetzen. Ein Rausch, besser als durch den schwersten Wein. Seine anfängliche Verliebtheit verwandelte sich in Besessenheit, wie sie ihn bei keinem Gemälde je zuvor überfallen hatte. Er arbeitete ununterbrochen daran, auch des Nachts.

Mehr und mehr stellte er fest, dass das Porträt Lisa nur noch in Teilen glich. So konnte er das Gemälde keinesfalls abliefern. Lisas Gatten und somit seinem Kunden Francesco del Giocondo gab er vor, einen anderen Auftrag vorrangig behandeln zu müssen. Er sagte Termine mit Lisa ab und hoffte darauf, dass Francesco del Giocondo den Auftrag vergessen mochte.

Wiederholt korrigierte er das Porträt, doch die Frau auf dem Bild hatte ihren eigenen Willen, den sie Leonardo da Vinci stumm aufdrängte.

Noch schien Leonardo nicht zur Fertigstellung des Gemäldes bereit. Viele seiner Werke stapelten sich unvollendet, es störte ihn nicht. Doch das Porträt ließ ihn nicht los. Der Hang zum Perfektionismus brachte ihn beinahe um den Verstand. Leonardo vergaß den ursprünglichen Antrieb, den Auftrag, das Geld und suchte die tiefere Bedeutung, die das Porträt, das zu Lisa del Giocondo hätte werden sollen, für ihn darstellte. Er fand sie nicht. Leonardo verhüllte das unfertige Gemälde mit einem Laken, möge das Antlitz ihn nicht weiter belästigen.

Ein neuer Auftrag verlangte seine gesamte Aufmerksamkeit. Er musste sich auf den Ratssaal des Palazzo della Signoria konzentrieren, dessen Wände er zusammen mit seinem Konkurrenten Michelangelo bemalen sollte. Doch Leonardo träumte von dem Bild, welches Lisa del Giocondos Antlitz hätte zeigen sollen, und das ihn bis in die Nächte verfolgte. Ruhe fand er kaum noch. Nur am Tage gelang es ihm sich abzulenken und somit schlief er noch weniger, was an seinem Körper zehrte und ihn früher altern ließ. Er ignorierte seine Gebrechen und stürzte sich in die Suche nach einer neuen Maltechnik, nicht zuletzt – das wusste er – weil seine Gedanken nur darum kreisten, das Porträt der längst namenlosen Frau zu vollenden.

Seine Besessenheit raubte ihm Zeit und Muße, die Wände des Palazzo zu bemalen. Er überließ Michelangelo das angestrebte Werk alleine zu beenden. Nur

Gleichgültigkeit verspürte Leonardo darüber, seinem Konkurrenten den Auftrag überlassen zu haben.

Als er von einem Besuch von Isabella d'Este zurückkehrte, die ihn darum gebeten hatte, Christus in jungen Jahren zu malen, lauschte er dem Gespräch zweier Bauern, die ihr Vieh durch die Gassen trieben.

»Sie bewunderte ihn bis zuletzt, liebte ihn«, sagte der eine. »Ein großer Künstler, dieser Leonardo«, antwortete der andere.

Er wollte sich abwenden, doch eine alte Frau, die einen Holzwagen hinter sich herzog, versperrte ihm den Weg. Und Leonardo hörte die weiteren Worte mit. »So soll es sein. Sie starb in dreckigen Laken, der Sohn ein angesehener Mann. Schade um die Frau.« Sprachen die Bauern von seiner Mutter? Sie war gestorben ohne dass er sie gefunden, je wirklich nach ihr gesucht hatte? Leonardo lehnte sich an eine Hauswand, Schwindel drängte ihn in die Knie, seine Brust schnürte sich zu und er spürte eine Trauer in sich aufsteigen. Tränen rannen an seinen Wangen hinab. Der große Meister weinte. Er weinte um die Frau, die ihn gebar und die gestorben war, ohne dass sie sich jemals kennengelernt hatten. Seine Sehnsucht lag nun in einem ihm unbekanntem Grab. Nur schwerfällig stemmte er sich vom kalten Boden auf und kehrte in sein Atelier zurück. Mit Schwung zog er das Laken, mit dem er das Porträt verhüllt hatte, fort, warf es in eine Ecke und betrachtete das in seinen Augen unfertige Gemälde Lisa del Giocondos. Leonardo wusste nun, was er darin zu sehen hoffte, aber durch den Pinselstrich nicht auszudrücken vermochte.

Bis zu diesem traurigen Moment.

Er setzte sich an seinen mit Papieren und Skizzen übersäten Schreibtisch und griff zum Stift. Bevor er zu zeichnen begann, ließ er sich von seinem Atelier inspirieren.

In der vergangenen Woche hatte Leonardo vergessen, das Fenster zu schließen, der einsetzende Regen hatte die obere Reihe der unter dem Fenster aufgestapelten Skizzenbücher aufquellen lassen. Er zuckte mit den Schultern und nahm es mit Wohlwollen anstatt mit Ärger über seine Fehlbarkeit. Ringsherum standen und lagen Gips- und Holzplatten, teils noch jungfräulich, andere nur zur Hälfte bemalt; zerknülltes Papier bedeckte den Boden – so vieles, das er begonnen, nie beendet hatte, und nicht mehr zum Ende bringen sollte.

»Nichts Hohes erreicht ein Künstler, der nicht an sich selber zweifelt.«

Dieser Raum war ausgefüllt mit seiner Kreativität – gelebt auf Papieren, Bildern, Manuskripten, Büchern und Modellen.

Als er glaubte, alles um sich herum, auch das Vergessene, wie Sauerstoff in sich aufgenommen zu haben, zog er eine Schublade auf und einen goldgerahmten Handspiegel hervor, dessen Verwendung er bis heute als nutzlos erachtet hatte.

Er starrte sein Ebenbild an und nickte sich zu. Den Spiegel legte er links von sich auf den Tisch und schob dafür ein paar Skizzenbücher so weit zur Seite, dass sie von der Tischkante fielen und zu Boden polterten.

Leonardo lächelte, drehte sich zu seinem Gemälde um, dem er noch einen Namen geben musste, aber vermutlich nie den passenden finden würde. Dann zeichnete er. Sich selbst.

Als er sein Selbstporträt nicht als gelungen, aber für seinen Zweck brauchbar erachtete, schlief er, den Rest des Tages, die ganze Nacht und den nachfolgenden Tag, bis der Vollmond ins Zimmer leuchtete.

Leonardo wusste, diese Nacht würde es sich entscheiden. Vorher stärkte er sich an einer reichhaltigen Mahlzeit.

Sein Herz raste im Rhythmus seines Pulses – oh, er liebte dieses Gefühl der schlagenden Einheit, die durch seinen Körper pochte.

Noch einmal blickte er in den Spiegel. Er lächelte wieder. Verschmitzt, spitzbübisch, heiter und glücklich, doch auch voller Schmerz und Sehnsucht. Sein Gesicht erschreckte und faszinierte ihn gleichermaßen.



Diesen Zwiespalt wollte er in sein Gemälde, seinen innigsten Schatz, sein Werk, einbringen; flossen die Wege und Seen zu Beginn noch einheitlich über das Bild, veränderte er nun den Hintergrund auf der rechten Seite – farblich stimmig, geografisch surreal. Er arbeitete wie im Rausch. Tagelang. Zum Vergleich blickte er auf sein skizziertes Selbstporträt. Das namenlose Bild wurde zu seiner Profession all seiner Kunst. Das Meisterwerk.

»Das Schöne, das sterblich ist, vergeht, aber nicht das Kunstwerk.«

Für die Menschheit sollte dieses Bild ein Rätsel und sein geheimnisvolles Vermächtnis sein. Nie würde er es aus den Händen geben und es bis zu seinem Tod bei sich tragen. Jeder glaubte, er hätte Lisa del Giocondo porträtiert, doch vor seinen eigenen Augen

sah er sie: seine Mutter.

Auf ihrem Herzen ließ er einen Sonnenstrahl erscheinen. Dort, so hoffte er, einen Platz als ihr Sohn innegehabt zu haben.

NACHWORT

Wie es zu dieser Geschichte kam? Tatsächlich wusste ich es nicht mehr exakt – mein Blog ist jedoch auch mein kleines Gedächtnis, und dort fand ich auch den Eintrag zu meiner Mona Lisa, in dem ich 2009 erzählte, dass ich die Geschichte beim *Quo Vadis* Kurzgeschichten-Wettbewerb einreichte – leider erfolglos. Ich fand sie zu schade für die Schublade und sandte „Die wahre Geschichte der Mona Lisa“ an Dr. Olaf Kappelt, der damals für *Jokers Historica* verantwortlich zeichnete. Er hatte schon meine Geschichte »Der Krammetsvogel« veröffentlicht. Auch diesmal gefiel ihm die Geschichte, ich musste sie allerdings etwas überarbeiten – der Text war zu kurz. Im Dezember 2009 erschien auf dem *Online-Portal von Jokers Historica (Weltbildgruppe)* die Geschichte als mp3 zum Herunterladen – für Leser und *Jokers*-Käufer kostenlos. Dort kann sie heute noch angehört werden. Zwischenzeitlich befindet sie sich – mit vielen anderen nicht phantastischen Geschichten – in dem E-Book »Im Dutzend vielfältiger« auch zum Lesen.

Die Recherche hat mir nicht nur Spaß, sondern auch Erkenntnisse gebracht. So entsprechen viele der Erwähnungen und Erläuterungen der Wahrheit, und doch habe ich mich meiner Phantasie bedient – natürlich, denn noch heute rätseln Kunstexperten über die wahre Mona Lisa. Die Zitate im Text stammen alle von Leonardo da Vinci – eine kleine Wertschätzung meinerseits.

© Copyright: [Nicole Rensmann](#), 2009

Erstveröffentlichung als Hörbuch [bei Jokers Historica, Jokers.de, als mp3, gelesen von Matthias Ubert, Dezember 2009](#)

Weitere Veröffentlichung: [E-Book »Im Dutzend vielfältiger«, 2011](#)